

Helga Gutbrod über Jan Bannings "Bureaucratics"

Rede zur Einführung in die Ausstellung

Sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Jan Banning,

„Kein Zeitpunkt ist schlechter dazu geeignet, unangemeldet im Büro eines chinesischen Beamten aufzutauchen, als kurz vor dem Mittagessen. (...) Guo Canhua sitzt an seinem Schreibtisch, hat seinen bulligen Kopf tief zwischen den Schultern vergraben und blickt über den Rand seiner Brille. Gerade hatte ihn der stellvertretende Direktor der Abteilung (...) angewiesen, ausländischen Besuch zu empfangen. 'Ich habe noch nicht gegessen', knurrt er und schaut so, als hätte er den letzten Störenfried zwischen zwei Mahlzeiten verspeist.“

Dieses Zitat ist keine Reise-Notiz des Fotografen Banning, sondern stammt aus einem Wirtschaftsreport der Süddeutschen Zeitung vom vorletzten Wochenende. (19./20. September 2009, S. 34) Aber es könnte eine sein. Und sie überrascht uns nicht. Sie überrascht uns nicht, weil wir - ein bisschen abgewandelt - schon ähnliche Erfahrungen gemacht haben. „Haben Sie die rote Lampe nicht gesehen? Erst eintreten, wenn Grün ist!“ „Hier fehlt noch eine Zeile im Formular – füllen Sie sie draußen aus!“ – solche und ähnliche Begegnungen und das bohrende Gefühl der Abhängigkeit, das uns rät, klein bei zu geben, kennen wir alle und sei es auch nur aus früheren Jahren, als Schlagworte wie „Bürgerorientierung“ und „Servicegedanke“ noch nicht geistiges Allgemeingut in den öffentlichen Verwaltungen waren.

Es gibt erfreulichere Themen als „Bürokratie“. Was also treibt den Fotografen Jan Banning dazu, gerade diesen trockenen Arbeitsbereich in den Blick zu nehmen? Die Idee dazu kam ihm in Mozambique. Dort sollte er das sperrig-abstrakte Thema „Dezentralisierung“ ins Bild setzen. Die Lösung: Er fotografierte Beamte in ihren Büros und fand Gefallen an der konkreten Begegnung mit den anonymen Rädchen eines großen Verwaltungsapparates.

Wie heißt es so schön: *Money makes the world go round?* Nicht ausschließlich! Die in ausgeklügelten Hierarchiestufen wirkenden Verwaltungsangestellten und Beamten, die vielen Sachbearbeiter und Gemeindevorsteher, die Behördenmitarbeiter und Amtsinhaber sind es, die emsig und unermüdlich die Verwaltungen und damit die Regierungen dieses Planeten am Laufen halten.

Der Historiker und Publizist Alexis de Tocqueville hatte schon recht, als er festhielt: *„Fast überall herrscht der Souverän auf zwei Arten: den einen Teil der Bürger lenkt er durch ihre Furcht vor seinen Beamten, den anderen durch die Hoffnung, seine Beamten zu werden.“*

Banning hat seine Porträtserie „Bureaucrats“ betitelt, - ein Kunstwort, angesiedelt irgendwo zwischen dem deutschen „Bürokratie“ und „Bürokratismus“. „Herrschaft der Verwaltung“ ist die wörtliche Bedeutung des Begriffs „Bürokratie“ und meint die Wahrnehmung von Verwaltungstätigkeiten im Rahmen festgelegter Kompetenzen und innerhalb einer festen Hierarchie. Das ist ganz etwas anderes als Bürokratismus, auch wenn bei uns beide Begriffe oft unterschiedslos im negativen Wortsinn gebraucht werden. Doch nur „Bürokratismus“ bezeichnet eine überzogene bürokratische Handlungsorientierung, die die Vorschrift über den Menschen stellt und ihn weitgehend als Objekt behandelt. Dass in der Bürokratie grundsätzlich ein Segen liegt - nämlich durch festgelegte Strukturen vor Willkürakten zu schützen und einen jeden gleich zu behandeln, das vergessen wir Westeuropäer - verwöhnt durch eine langjährige Demokratie - gern einmal.

Jan Banning und sein Freund, der Journalist und Schriftsteller Will Tinnemans, haben sich aufgemacht, die Gesichter der Bürokratie weltweit aufzusuchen. In fünf Jahren - zwischen 2003 und 2007 - bereisten sie Länder auf allen Kontinenten. Auf sieben fiel ihre Wahl: Indien als größte Demokratie der Welt ist ebenso darunter wie China - das Land mit den meisten Einwohnern - und die USA, die vielen nach wie vor als das mächtigste Land der Welt gilt. Russland, das lange zentralistisch regiert wurde, gehört genauso dazu wie Liberia, das - nach einem 15 Jahre währenden Bürgerkrieg - darum bemüht ist, wieder die Anerkennung von Gesetzen und Vorschriften einzufordern. Als islamisches Land, das keine Trennung zwischen Staat und Kirche kennt, wurde der Jemen ausgewählt; das südamerikanische Bolivien, weil sich dort eine Minderheit - die Nachkommen der spanischen Herrscher - nach wie vor über die große Mehrheit der Indios behauptet. In Europa fiel die Wahl auf Frankreich, das seit Napoleons Aufbau eines Beamtenapparates gern als Wiege der Bürokratie bezeichnet wird.

Meist waren es Vertreter der örtlichen Behörden, der sprichwörtliche kleine Beamte, aber auch Staatsdiener, die die Weltreisenden in Sachen Bürokratie ins Visier genommen haben. Insgesamt entstanden 250 Porträts, von denen eine repräsentative Auswahl von 50 Fotografien hier zu sehen ist.

Will Tinnemans berichtet, wie schwierig es war, unverfälschte Aufnahmen zu machen. Um polierten Schreibtischen und gewienerten Büros zuvorzukommen, entwickelten Jan Banning und er eine Art Überfalltaktik: *„Zunächst machten wir dem Behördenchef unsere Aufwartung, mit seiner Erlaubnis besichtigten wir die Büros und wählten unsere Helden während des Rundgangs ganz spontan aus. Ehe der jeweilige Beamte Papierstapel, Locher und Lineal in einer Schreibtischschublade verschwinden lassen konnte, überschüttete ich ihn mit Fragen, während Jan Banning seine Gerätschaften aufbaute und erste Aufnahmen machte.“*

Ich stelle mir vor, wie das gewesen sein muss. Wie haben sich wohl die porträtierten Personen gefühlt? Ganz sicher waren sie geschmeichelt darüber, ausgewählt worden zu sein. Ein wenig vielleicht auch angespannt und beunruhigt, ob nicht gerade etwas passiert, was sie nicht unter Kontrolle haben.

Trotzdem: der Mensch ist auf Bannings Fotografien nicht wichtiger als seine Arbeitsumgebung. Vermeintlich unbeteiligt, vordergründig rein sachlich dokumentierend, behandelt Banning Person und Büro stets gleichwertig, so unterschiedlich ihre Arbeitsplätze auch sein mögen. Er zeigt uns kahle Kammern und vor Prunk strotzende Zimmer, vergessene Kellerwinkel und langjährige Provisorien; Wände, die mit Staatsinsignien geschmückt oder mit Kalenderblättern und Hundepostern verschönert sind. Ob kahle Tische, wild gemusterte Tapeten oder übervolle Räume - Büro, Mobiliar und Beamter trifft dasselbe gleichmäßig helle Licht.

Ziemlich schäbige Orte der Bürokratie sind darunter - nicht nur in Liberia oder im Jemen, sondern auch in Frankreich. Putz blättert von den Wänden, der Teppich unter dem Schreibtisch ist ausgefranst. Es riecht sichtbar muffig, feucht oder nach Staub. Findet sich in manchen Amtsstuben nicht ein einziges Blatt Papier, so borden andere davon geradezu über: Stapelweise belagern sie Tische und Stühle, wuchern auf Schränken oder quellen zwischen Regalbrettern hervor.

Was eint die Amtsstuben dieser Welt? Was ist ihnen - trotz enorm großer kultureller Unterschiede - gemeinsam?

Zunächst sind das formale Festlegungen, die der Fotograf trifft. Jan Banning wählt ausnahmslos ein quadratisches Format und damit ein Bildmaß, das Ausgewogenheit und Ruhe ausstrahlt. Oft sitzt uns die dargestellte Person unmittelbar frontal gegenüber, häufig in der Bildmitte. Aber nicht immer. Denn stets wird sie so abgeleuchtet, wie sie der Eintretende sieht. Auch der leicht schräge Blick von oben auf den tiefer sitzenden Angestellten ist dieser Situation geschuldet. Aus demselben Blickwinkel, aus dem der Antragssteller den Beamten wahrnimmt, hat Banning ihn im Bild festgehalten. Die Begegnung bekommt auf diese Weise etwas Unmittelbares, bringt uns Betrachter mit ins Spiel. Als seien wir eben ins Zimmer gerufen worden, stehen wir im gemessenen Abstand, zögern vielleicht, sammeln uns womöglich, bevor wir auf die Amtsperson zugehen, um unser Anliegen vorzubringen.

Dieser Kunstgriff hat etwas Bezwingendes – der Amtsträger wird zum Gegenüber, das uns ruhig und aufmerksam mustert. Zugleich erinnert dieser Blick an eine Situation, die ein ganz anderer Holländer vor dreieinhalb Jahrhunderten festgehalten hat. Auf Rembrandts 1662 geschaffenen Bild der „Staalmeesters“ sind es die forschenden Blicke der Vorsteher der Tuchfärberzunft, die uns treffen. Als seien wir selbst einer der Weber, die die Qualität ihrer Stoffe beurteilen lassen müssen, also vom Urteil der Zunftvorsteher abhängig sind, malt Rembrandt die gewichtigen Personen leicht erhöht auf einen Podest und hinter einen Tisch sitzend. Die Staalmeesters – sie sind die kunsthistorischen Ahnherren unserer Bürokraten.

Und ebenso wie auf Rembrandts Gemälde markiert in Jan Bannings Fotografien der Tisch die Trennlinie zwischen Antragssteller und Machtbefugtem. Hier wie dort ist es mehr als ein Schreibmöbel. Die Grenze, die hier verläuft, besitzt das Gewicht eines Schlagbaumes. Egal wie schäbig oder funktional der Schreibtisch sein mag – so vehement wie die Tischkante als dominante Linie das Bild prägt, so eindeutig legitimiert dieses Status- und Machtsymbol die Befugnisse seines Benutzers. Der Tisch ist es, der den Raum in ein Davor und ein Dahinter teilt – und wenn eine Amtsperson will, wird sie demonstrieren, wer auf seiner ausschlaggebenden Seite sitzt.

Manchmal sind diesem Statussymbol weitere Insignien der Macht beigegeben: Eine Landesfahne lehnt vielleicht in der Ecke, Herrscherbilder oder Auszeichnungen schmücken die Wände. Doch selbst wenn solche Prestigeobjekte die Bedeutung des Dargestellten untermauern: Die Menschen, die Banning ablichtet, haben keine Zeit für große Posen. Weit weg von den Herrscherinsignien der barocken Porträts, den ausladend drapierten Vorhängen, den aufragenden Säulen und wehenden Fahnen mögen sie sich bestenfalls stolz aufrichten – zu mehr lässt ihnen die strategische Überfalltaktik des Fotografen keine Zeit.

Einzig gegen Chinas Kontrollstreben haben die beiden den Kampf übrigens verloren. Sie mussten sich damit abfinden, vor allem penibel gesäuberte, unecht wirkende Vorzeigestaffagen und vorbildlich agierende Amtsinhaber zu Gesicht zu bekommen - vielleicht gerade deshalb ein entlarvender Einblick in eine autoritäre Staatsmaschinerie.

Gibt es auch sonst auf den Bildern länderspezifische Ordnungen, so etwas wie ein landestypisches „Ornament der Bürokratie“? Vielleicht. Im Jemen wirken die wenigen Farben und Muster in den karg möblierten, kahlen Räumen plötzlich schmückend und kostbar; in China dürfen die Staatsparolen nicht fehlen. In Russland muss sich der Mensch gegenüber der aufdringlichen Dominanz eines Vorhangwurfs, Fenstergitters oder Tapetenmusters behaupten. In den USA scheint sich dagegen die Person auf ihre Umgebung auszudehnen, so überfüllt sind die Räume von Trophäen, Nippes und Skurrilitäten.

Dass die porträtierte Person zum Gegenüber wird, dafür sorgen auch die knappen Angaben, die den Fotografien beigegeben sind. In objektive Kategorien unterteilt, versammeln sie – ganz beflissene Erhebung – die immer gleichen Daten: Name, Geburtsjahr, Funktion und Gehalt, um dann mit geradezu anarchistischer Lust unter dem Punkt „Besonderheiten“ jegliche Konformität wieder aufzubrechen.

In wenigen Worten sind hier Informationen aufgeführt, die nicht abzulichten sind: etwa, dass die voll verschleierte jemenitische Frau lieber Geschichte studieren würde. Dass der Polizist in Liberia weder Dienstwagen noch Telefon besitzt. Oder der Standesbeamte in Bolivien nebenher Gemüse anbaut und verkauft, um sein Gehalt aufzubessern.

So sehr dies individuelle Angaben sind, so sehr werfen sie einen Blick auf das Land, in dem diese Menschen leben, arbeiten und versuchen, ihr Auskommen zu haben. Doch auch ohne diese spezifischen Angaben ist unübersehbar der Mensch hinter dem Amt auf den Bildern zu entdecken. Wo der eine die Uniformmütze tief in die Stirn zieht und die Rolle des Autoritären mimt, sitzt die andere sehr aufrecht – ganz Pflichtbewusstsein und Akkuratesse. Daneben gibt es den bescheiden Aufblickenden, den, der seine Brille abnimmt und seine müden Augen zeigt, den, der dem Fotografen ernsthaft ins Auge blickt – vielleicht nachdenkend über Sinn und Zweck dieses Unternehmens, auf jeden Fall einhaltend, die Mühen der Arbeit für einen Moment unterbrechend, - einen Augenblick des Innehaltens und der Reflexion.

Eine zarte Melancholie haucht durch die vielgestaltigen Amtsstuben. Sie erzählt etwas von der Haltung der Dargestellten. Von ihren Kompromissen, ihrer Besonnenheit, ihrer Resignation, ihren Träumen.

Und ob man möchte oder nicht: Sie nötigen uns Respekt ab für die Gelassenheit, mit der diese Menschen der Unzulänglichkeit ihres Verwaltungsapparates begegnen, für die Disziplin, mit der sie ihr einmal gewähltes Amt auch unter widrigen Umständen Tag für Tag ausführen.

Es fällt viel schwerer, über all die vermeintlichen „Schreibtischtäter“, „Korinthenkacker“ und „Paragrafenreiter“ herzuziehen, hat man ihnen einmal länger ins Gesicht geblickt.

Wie schafft es Jan Banning, diese mehrschichtige Intensität in seinen Porträts zu erzeugen? Eine freundliche Zuwendung, die nichts Voyeurhaftes an sich hat, eine Aufmerksamkeit, die verstehen will, doch stets eine respektvolle Distanz beibehält, ist es wohl, der die Betroffenen immer wieder dazu bringt, sich seinem Blick durch das Objektiv der Kamera anzuvertrauen. Nur so lässt sich verstehen, wie vorbehaltlos ihm im Jahr 2000 vietnamesische Familien die Türen zu ihren einfachen Behausungen öffnen, um ihre vom Entlaubungsmittel Agent Orange missgestalteten Familienmitglieder fotografieren zu lassen.

Dies ist nur ein Beispiel für das Leitmotiv, das sich der Fotograf für seine Arbeit gewählt hat: Späte bzw. langfristige Kriegsfolgen sind es, denen er aufspüren will. So lässt er, ohne zu werten die Einwohner Vukovars, Erwachsene wie Jugendliche, Serben wie Kroaten, 2001, zehn Jahre nach Ausbruch des Jugoslawienkonflikts, erzählen, was für sie dieses Vukovar bedeutet - und hält sie dabei vor einer mit Einschusslöchern übersäten Wand fest.

Voller Würde bildet er 2001- 2003 überlebende holländische Zwangsarbeiter ab, die im Zweiten Weltkrieg für die Japaner arbeiten mussten - und führt nebenbei vor Augen, wie viel Schönheit ein alternder Körper ausstrahlen kann.

In Indonesien porträtiert er zudem seit ein paar Jahren frühere „comfort women“ – Zwangsprostituierte der Japaner während des Zweiten Weltkriegs. Ohne Behutsamkeit und Sensibilität für die Situation, ohne Vertrauen in den Menschen, der die Kamera führt, können all diese Bilder nicht entstehen.

Es nimmt nicht wunder, dass Jan Banning, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte studiert hat und seit den achtziger Jahren als Autor und freier Fotograf tätig ist, zahlreiche Auszeichnungen für seine Arbeiten erhalten hat, etwa im Jahr 2000 den begehrten Adrian Boer-Preis für die beste Fotoreportage in Holland. Insgesamt zehn Auszeichnungen und Nominierungen erhielt er bei der jährlichen Vergabe der Silbernen Camera für das beste niederländische Pressefoto. 2007 wurde er mit dem Lead Award, dem deutschen Medienpreis für Print- und Onlinemedien ausgezeichnet. Bereits 2004 erhielt er den World Press Award - eine jährliche Auszeichnung für das weltweit beste Foto. In der Kategorie Porträtserien galt sie den Aufnahmen indischer Beamter der hier ausgestellten Serie "Bureaucrats".

„Einen Antrag auf Erteilung eines Antragsformulars (zur Bestätigung der Nichtigkeit des Durchschlagexemplars)...“ – bildhaft besingt Reinhard Mey einen Ausflug ins bürokratische Absurdistan.

Vor Bannings Fotografien halten sich die Lust am Absurden und ein ernsthaftes Erforschen der Lebensumstände der abgelichteten Personen die Waage.

Ist das wirklich nur einer von vielen anonymen Beamten, die das Räderwerk der Staatsmaschinerie am Laufen halten? Oder geben die konkret gezeigten Formen der Bürokratie nicht auch Auskunft über das Menschenbild des jeweiligen Staates – und des jeweiligen Beamten? So wie Banning es vorführt, wird das Thema „Bürokratie“ zum globalen Gradmesser menschlichen Miteinanders in den unterschiedlichsten Regierungsformen dieser Erde.

Bürokratie. Ein trockenes Thema. Aber so wie Jan Banning es uns zeigt: ganz schön komplex. Voll menschlicher Tiefe. Und mit einem Mal ungeheuer faszinierend.